

Japaner dürfen auch mal weinen

Die Katastrophe von Fukushima hat die Gesellschaft verändert. Ein Kenner des Landes zieht ein Jahr nach dem Unglück Bilanz.

Vor einem Jahr wurde Japan von einer dreifachen Katastrophe heimgesucht: Tsunami, Erdbeben, atomarer Supergau. Der 11. März 2011 hat die Welt verändert. In Deutschland führte er sogar zum Atomausstieg. Aber welche Auswirkungen hatte der Supergau im Atomkraftwerk Fukushima auf die japanische Gesellschaft? Florian Coulmas, Direktor des Deutschen Instituts für Japanstudien in Tokio, hat zusammen mit Judith Stalpers ein Buch darüber geschrieben: „Fukushima: Vom Erdbeben zur atomaren Katastrophe“. Darin räumt er, wie auch in diesem Interview, mit Vorurteilen über die Japaner auf.

♦♦♦

Herr Coulmas, die Ruhe und Disziplin, mit der sich die Japaner in ihr Schicksal fügten, stieß in Europa auf Verwunderung: keine großen Proteste, keine „Wutbürger“, keine Schuldzuweisungen an die Behörden. Können Sie uns diese Haltung der Japaner erklären?

Das gilt alles nur für die ersten Wochen. Gegen eine Naturkatastrophe zu protestieren ist schlicht dumm, das weiß jeder. Dass zudem eine Katastrophe solchen Ausmaßes jeden Staat überfordern muss, liegt auf der Hand. Die Situation hat sich allerdings rasch geändert.

Inwiefern?

Natürlich gab es Proteste und Kritik einzelner Bürger, aber auch von Gruppen. Es ist also keineswegs so, dass die Japaner schicksals ergeben auf Regierungsentscheidungen genauso warten wie auf Erdbeben oder Springfluten.

Vielfach kritisiert wurde bei uns auch die angeblich miserable Informationspolitik

von staatlichen Stellen, vor allem aber des Kraftwerksbetreibers Tepco. War das wirklich so?

In den ersten Wochen hat die Regierung getan, was sie konnte, davon bin ich absolut überzeugt. Der Regierungssprecher Edano hat tagelang vermutlich überhaupt nicht geschlafen. Ich will an dieser Stelle außerdem an einen Satz des deutschen Altbundeskanzlers Helmut Schmidt erinnern: Eine Regierung ist nicht verpflichtet, alles zu sagen, was sie weiß, aber das, was sie sagt, muss wahr sein.

Ist das eine Definition japanischer Informationspolitik?

Man sagt nie etwas, was man nicht hundertprozentig weiß. Mutmaßungen oder Spekulationen werden nicht verlautbart. Während in Los Angeles oder London oder Paris irgendwelche Experten bereits davon sprachen, im Unglücksreaktor habe eine Kernschmelze stattgefunden, äußerte man sich in Japan dazu nicht, weil man es nicht mit Sicherheit wusste. Aus dieser Dissonanz erklärt sich ohne Zweifel ein Gutteil der Kritik an der Informationspolitik.

Und Tepco?

Die haben in der Tat viel falsch gemacht, allerdings nicht aus böswilliger Absicht, sondern aus Inkompetenz.

Wenn bei uns Politiker öffentlich weinen, machen sie damit Schlagzeilen. Nach Fukushima hat man gleich mehrfach Männer gesehen, die vor laufenden Kameras in Tränen ausbrachen. Wie ist das zu erklären?

Es ist ein falsches Stereotyp, dass Japaner nicht in der Öffentlichkeit weinen. Ich würde sogar sagen, dass sie es außerordentlich gerne tun, gerade auch vor einer Kamera. Es ist zum Beispiel gleichgültig, ob sie bei einem Baseballmatch gewinnen oder verlieren; beides sind gute Gründe, um zu heulen. Also Gefühle an die Öffentlichkeit zu tragen, zum Teil sogar inszeniert, ist nichts Besonderes.

Im Gegensatz zu Japan haben andere Länder kein Hiroshima und Nagasaki erlebt. Wie konnte ein Land, das diese leidvollen Atombombenabwürfe verkraften musste, so bedingungslos auf Kernenergie setzen?

Nach dem Zweiten Weltkrieg ist im Bewusstsein hängen geblieben: Da ist ein



Der Supergau: Am 12. März 2011, einen Tag nach Tsunami und Erdbeben, explodiert einer der Kühltürme des Kernkraftwerks Fukushima. Fotos: dpa

Land – Amerika – aufgestiegen und hat mit dieser Technologie eine Weltmachtstellung errungen. Diese Technologie wollte die japanische Elite sich auch aneignen, hat aber zugleich von Anfang an gesagt: Wir sind gegen Kernwaffen. Es fand also eine völlige Dissoziation statt zwischen Kernwaffen einerseits und Kernenergie andererseits. Das ist dank der intensiven Propaganda der Politik, später aber auch der Kraftwerksbetreiber, tief im Bewusstsein der Bevölkerung verankert. Und der Erfolg gab ihnen sehr lange recht.

Wie hat sich die Haltung der Japaner zur Atomenergie verändert?

Noch im April vorigen Jahres, kurz nach der Katastrophe, befürwortete eine deutliche Mehrheit der Bevölkerung die Kernkraft. Inzwischen, nach einer pausenlosen und kritischen Dauerberieselung durch die Medien, hat sich das ins Gegenteil verkehrt. 65 bis 70 Prozent der Japaner lehnen Atomkraft nun ab.

Können Sie die aktuelle Stimmungslage in Japan beschreiben, ein Jahr nach Fukushima?

Die Stimmung ist nicht gut, weil es an Perspektiven fehlt. Unter den Führungspersonalitäten des Landes gibt es niemanden, der in der Lage wäre zu sagen: Da geht es lang! Wohin man blickt – ob auf das Regierungs- oder das Wirtschaftssystem oder auch auf das soziale System –, es sind Grenzen erreicht, und es wurden Schwachstellen sichtbar.

Die Katastrophe als Katalysator?

Ja, denn es fehlt nun jede Leichtigkeit zu sagen: Es war schlimm, aber wir kommen darüber hinweg. Schließlich waren die Probleme auch schon vor der Katastrophe vorhanden: eine schwächer werdende Position auf dem Weltmarkt, eine rapide alternde Bevölkerung, ein weiter gesunkenes Vertrauen in den Staat und in die ohnehin nicht besonders angesehenen Politiker. Man lebt auf sehr hohem Niveau, und es fehlt an der Not, etwas zu ändern.

Wohin führt das?

Auf jeden Fall in eine sehr große Politikverdrossenheit. Ansonsten ist es sehr schwer zu sagen, wie sich das Land weiterentwickelt, zumal es auch international an Leitbildern fehlt. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es eine klare Vision und die hieß: aufholen. Das wurde erreicht, aber heute spricht trotzdem niemand vom japanischen Modell.

Gab es keinen einzigen Lichtblick?

Außer dem Sieg bei der Frauen-Fußball-WM, den das Land sehr dankbar aufnahm, ist die Stärkung der Zivilgesellschaft eine positive und wenig erwartete Folge der Katastrophe vom 11. März. Mehr, vor allem junge Menschen sind bereit, sich für soziale Zwecke zu engagieren, selbst in anzu-packen und so die Defizite und Trägheiten staatlicher Institutionen wenn nicht auszugleichen, so doch ihre negativen Folgen zu lindern. GESPRÄCH: SONJA PANTHÖFER UND ANDREAS WIRTHENSOHN

■ Florian Coulmas' Buch „Fukushima: Vom Erdbeben zur atomaren Katastrophe“ ist im Beck-Verlag erschienen, 192 Seiten, 12,95 Euro

So ...
Skype ist keine jugendliche Spielerei, sondern einfach praktisch. Es erspart Kosten und einig nervige Anrufe.



Wenn ich meinen Laptop anschalte, blöb das Skype-Fenster automatisch auf. Ein paar Namen leuchten dann grün, sind also online. Mit einem Klick kann ich die grünen Namen anrufen und per Mikro und Kopfhörer die Mitbewohner zum Essen rufen, mir von Papa mit der Glühbirne helfen lassen oder einfach stundenlang mit den Freunden in Südafrika plaudern. Völlig kostenlos, spontan und ungezwungen. Denn wenn ich eigentlich gerade keine Lust auf die Beziehungskiste der besten Freundin habe, bin ich eben kurz offline.

Der Witz an Skype ist die Bildübertragung. Sicher kann der Livestream auch zum Problem werden: Beim Telefonieren unbemerkt zu kochen, putzen oder den Müll wegzubringen, ist ausgeschlossen. Dafür bin ich ganz nah dran am Geschehen auf der anderen Seite der Leitung. So lässt

sich nebenbei die neue Frisur bewundern oder dem Neffen in die Kamera winken. Der ist ein Jahr alt, kann sich das Handy schon fachgerecht ans Ohr halten, aber eben noch nicht sprechen – Skype hilft aus. Oberflächlicher sind die Telefonate so nicht, nur anders. Kann ein Gast nicht zur Feier kommen, ist er eben virtuell dabei, kann vom Laptop aus mitreden und mitlachen. Nur seinen eigenen Sekt braucht er, um mit der Kamera anzustoßen.

ELISABETH MUCHE

Wir sind ganz Ohr

Was macht mehr Spaß: Telefonieren ganz klassisch oder mit Kopfhörer übers Internet?

Fotos: dpa

... oder so?
Das gute, alte Telefon ist und bleibt ein sympathisches Kommunikationsmittel. Hier wird noch richtig zugehört.

Ich muss es vorab gestehen: Meine kleine Familie und der Großteil meiner Freunde sind in greifbarer Nähe. Nicht verstreut in alle Winde, fremde Länder, auf fernen Kontinenten. Aber wer weiß, vielleicht travelworkt mein jetzt noch kleines Kind in einigen Jahren am anderen Ende der Welt – und es kommt der Skype-Hype über mich.

Im Moment allerdings sympathisiere ich eindeutig mit dem guten alten, wengleich mobilen Telefon mit viel Stimme am Ohr und nur Bildern vor Augen, die ich mir während des Gesprächs selbst mache. Herrlich! Ich stelle mir vor, wie sie/er in der Küche hantiert, laufe gleich selbst in meine Küche, denn wir wollten doch noch über dieses spezielle Gewürz reden. Wieder zurück auf dem Sofa, lege ich die Beine hoch, den Kopf in die Kissen, entspanne. Ich telefoniere. Bei Kerzenschein und ruhiger Musik. Kein flackernder Bildschirm,



keine Unsynchronität von Gehörtem und Mundbewegung des Gegenüber, keine erzwungene Konzentration auf die Mattscheibe. Denn die Konzentration nur aufs Gehörte setzt eine Menge Phantasie frei – vom Plaudern zum Philosophieren. Und überhaupt, dieser schöne Satz am Ende der meisten Gespräche mit herkömmlichem Telefon: „Du, wir müssen uns unbedingt mal wieder sehen!“ Der wird doch beim Skypen irgendwie ad absurdum geführt. Oder? BIRGIT WEISE